

Nr. 219. Bromberg, den 24. September 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(1. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Die Tür geht auf, und Rudi, Lenz' Sohn, tritt ein. Wohlgefällig gleitet das Vaterauge über den hübschen Burschen, der wohl 26 Jahre alt ist.

Vater Lenz hat ihm alles angedeihen lassen, was er konnte. Hat ihn aufs Gymnasium geschickt, wollte ihn sogar studieren lassen; denn er ist sehr stolz auf ihn und liebt ihn aufrichtig.

Aber als es dann schlechter mit dem Geschäft wurde, da hat der Rudi sich als ganzer Mann gezeigt.

Er hat sein Studium unterbrochen und ist heimgekehrt. Er hat dem Vater gesagt, daß er aufs Studium verzichte, und daß er ihn von jetzt ab in der Arbeit unterstützen werde.

Vater Lenz war ganz gerührt, hat ihm dann abreden wollen, aber dann hat er nachgegeben, und der Sohn ist in das Geschäft eingetreten.

Und er konnte keinen besseren Helfer haben.

Peter Lenz' Herz lacht vor Freude, wenn der Rudi mit seiner unerschöpflich guten Laune die Gäste unterhielt, wenn er zu den Klängen des Lautsprechers mit seiner schönen Stimme Lieder und Schlager sang.

Einfach, unverdorben, geradezu wie der Vater, gewann er alle Herzen.

Rudi begrüßt Vater und Gast.

„Hast du schon gehört, daß Onkel Otto kommt?" fragt der Vater.

Rudi nickt ihm zu und setzt sich zu ihnen.

„Ja! Ist mir gemeldet worden. Die ganze Stadt spricht ja davon, und bei Theodor Käsebier soll es mächtigen Krach gegeben haben. Er ist in Wut, daß der Onkel partout zu Frank ziehen will."

„Mit wem hat er denn Krach gehabt?"

„Na, mit der Frau! Das arme Weibel muß doch immer auskosten, wenn Theodor in Wut ist. August Nolte ist mir auch über den Weg gelaufen und hat seine Galle über Frank ausgeschüttet. Einer nennt den anderen Erbschleicher! Es stimmt doch: Gott behüte uns vor unseren Verwandten!"

Dröhnend lacht Peter Lenz auf. „Und ob das stimmt, mein Junge! Bin froh, daß sie mich in Ruhe lassen! Von verwandtschaftlicher Liebe habe ich noch nichts gespürt. Angepumpt hat mich der Theodor, hat mich der August . . . aber ans Zurückzahlen denkt keiner. Im Gegenteil . . . Geld ist hin und die Gäste sind's auch. Jawoll, so ist's."

Sie unterhalten sich noch ein Weilchen, dann trinkt Seyder aus, zahlt und geht.

Vater und Sohn sind allein.

„Wie spät haben wir's?"

„¼11 Uhr, Vater!"

„Und die Gaststube leer! Drüben beim Frank, da hocken sie. Kein Luder kommt mehr zu uns! Wenn uns nicht die Bauernschaft der ganzen Gegend die Treue hielte, wir könnten einpacken."

„Nimm's nicht so tragisch! In den anderen Wirtschaften sieht's heute sicher nicht viel besser aus. Die Reichspräsidentenwahl steht vor der Tür, da hat keiner Lust, auszugehen."

„Früher war es anders . . . vor der Wahl hatten wir immer ein gutes Geschäft!"

„Hätten wir ja auch, wenn wir den Saal für die Versammlungen zur Verfügung gestellt hätten!"

„Meinst du, daß es falsch war, was ich tat?"

„Nein!" entgegnete der Sohn ruhig. „Das ist Tradition . . . nicht ohne Grund wird sie fortgepflanzt. Ich weiß, daß Großvater damals schwur, den Saal nie wieder zu einer politischen Versammlung zur Verfügung zu stellen, als der arme Teufel erschlagen wurde."

„Ja, das war der Grund! Und ich respektiere meines Vaters Willen. Im „Blauen Ochsen" soll Frieden sein. Das will ich . . . und wenn ich arm dabei bleibe."

„Es langt schon noch, Vater! Und wenn das Jahr ein Stück hin ist, dann wird's auch besser!"

„Sicher wird's besser werden!"

Eine Weile ist Schweigen.

„Schenk mir noch ein Bier ein, Rudi!" bittet der Vater. „Mir ist heute so schön friedlich zumute."

Der Sohn schnellt hoch und bringt das Bier. Bedächtig trinkt es Peter Lenz, zündet sich eine Zigarre an.

„Du, Rudi, zwischen dir und der Dixi . . . da war doch mal was?"

Ein trotziger Ausdruck kommt in des Sohnes Gesicht.

„Das ist lange her, daß wir uns lieb hatten!"

„Die Dixi ist wieder da!"

„Ja!"

„Und . . . ist's vorbei?"

„Ja!"

„Hast du sie schon einmal wiedergesehen?"

„Doch! Aber . . . es war die Dixi von einst nicht mehr! Hat keinen Sinn, lang darüber zu sprechen. Weißt du, Vater . . damals war sie ein frisches, liebes Mädchen . . . heute . . . heute . . . eine eingebildete Gans!"

„Na, na!"

Rudi schlägt mit der Faust auf den Tisch.

„Jawoll! Eingebildet und eitel! Hat nun so allerlei in der Pension dazugelernt, nichts richtig und gründlich. Und da bildet sie sich einen Stiefel ein! Bin ihr nicht mehr gut genug! Na, du kannst dir denken, wie ich ihr Bescheid gesagt habe!"

Peter Lenz lacht dröhnend auf.

„Kann mir's schon denken. Sie hat gewisse Bedingungen gestellt?"

„Hat sie! Wir sollten endlich mal unseren Bauerngasthof der Neuzeit anpassen! Ein Mann, der mit den Bauern zusammensitzt und lacht und . . . der in einem Lokale singt, wie ich's manchmal tue . . . der ist kein Mann für sie."

„Was hast du denn da gesagt?"

„Ich habe sie ausgelacht und habe gesagt: Eine eingebildete dumme Pute, die nichts weiter ist als eine Tochter vom Frank Käsebier, die viel redet und nichts Vernünftiges kann . . . die soll mir den Buckel runterrutschen. Schluß!"

„Ziemlich derb, mein Junge!"

„Ja, das war ich! Aber du hättest dir das ganze blöde Geschwafel anhören sollen. Nee... die Dixi von heute... die mag ich nicht."

„Und... tut's dir nicht ein bißchen leid?"

„Nein!" spricht der Sohn schnell. „Nicht ein bißchen... nur... weißt du, Vater... weh hat's mir getan, als ich merkte, der liebe, lustige Kerl von früher... mit dem frischen, unbekümmerten Lachen und den ehrlichen, geraden Augen... den haben sie drin in der verfl... Pension in diesen äußerlichen Menschen umgewandelt... das hat geschmerzt. Jetzt, wo der reiche Onkel kommt... haha... da wird ihre Eitelkeit auf Bäume klettern, und sicher tut sie's dann unter einem Millionär nicht mehr!"

Schwer legt sich der Vaters Rechte auf die Schulter des Sohnes.

„Ist gut!"

Weiter sagt er nichts. Nach einer Viertelstunde gehen sie zur Ruhe.

*

Die Reichspräsidentenwahl ist vorbei. Hindenburg ist mit großer Mehrheit Sieger geblieben.

Für Pulkenau steht aber ein anderes Ereignis bevor. Der reiche Amerikaner Otto Käsebier soll morgen in Pulkenau eintreffen, und die ganze Verwandtschaft wird sich zu seinem Empfang auf dem Bahnhof einfinden.

Im Hotel „Zum grünen Kranze" geht alles drunter und drüber. Die besten Zimmer sind eingerichtet worden.

Theodor Käsebier prügelt in der Aufregung seine Frau. August Nolte, der Malermeister, hat sich am Tage vorher sinnlos betrunken, und als sie auf dem Bahnhof stehen, da wankt er bedenklich.

Alle, alle von der Verwandtschaft sind sie da, mit Kind und Kegel.

Einer ist neidisch auf den anderen.

Endlich kommt der große Augenblick.

Der Zug läuft ein, und alle Augen fliegen an dem Wagen der zweiten Klasse entlang.

Aber kein Onkel Otto entsteigt ihm.

Da... sie zucken zusammen.. aus der dritten Klasse... Gott, wie gewöhnlich... ist ein älterer Herr mit einem polierten Glatzkopf gestiegen, mit einem Koffer in der Hand, und geht mit wiegendem Gang auf die harrende Gruppe zu.

Es ist Onkel Otto.

Mittelgroß, breit, fast dick, mit einem vergnügten Schmunzeln auf dem dicken, gesunden, roten Gesicht.

Verschmitzte, lustige Äuglein blicken aus dem dicken Gesicht hervor.

Onkel Otto, wie das personifizierte Lachen.

Die Verwandtschaft steht wie angenagelt, bis sich Frank aufrafft und Onkel Otto entgegenläuft.

„Onkel Otto... willkommen!"

„Der bin ich, mein Junge!"

Und in den Armen liegen sich beide. Die Umarmungen setzen sich fort, bis die ganze Verwandtschaft durch ist.

Frank hält eine kleine Ansprache, in der er den Onkel, den Unvergessenen, herzlich willkommen heißt.

Onkel Otto dankt gerührt.

„Gib mir den Gepäckschein, lieber Onkel, damit wir's erledigen können."

„Ich habe kein Gepäck weiter mit als das, lieber Neffe!" sagt Onkel Otto freundlich.

Theodor nickt seiner Frau zu. „Er will sich hier einkaufen!"

Gemeinsam verläßt man die Bahnhofshalle und besteigt die bereitstehenden drei Autos.

Die Verwandtschaft ist erregt.

Und ein wenig enttäuscht. Ist das der reiche Onkel, der in dem abgeschabten Mantel, mit dem zerschundenen Koffer hier ankommt?

Man tröstet sich damit, daß reiche Männer nie viel auf ihre Kleidung halten. Eben ein Sonderling!

*

Onkel Otto wird in seine Gemächer geführt.

Er schaut sich gerührt um, denn die beiden Zimmer sind aufs prächtigste eingerichtet. Es sind die schönsten der beiden Etagen.

Onkel spricht zärtlich: „Ihr verwöhnt mich, Kinder!"

Frank wirft sich in die Brust und sagt laut, daß alle Verwandten draußen seine Worte hören: „Aber Onkel, wir wissen, was wir einem lieben Verwandten schuldig sind. Magst du dich immer recht, recht wohl fühlen. Du bist uns immer willkommen!"

Rührende Familienszene. Onkel und Neffe sinken sich in die Arme, und Onkel wischt ein paar Tränen aus den Augen.

Unten im kleinen Saale des Hotels „Zum grünen Kranze" findet zu Ehren Onkels eine kleine Feierlichkeit statt.

Die ganze Verwandtschaft ist da versammelt. Da ist Theodor Käsebier, der Bauunternehmer, der den Neubau der Stadtbank von Pulkenau übernommen hat, mit seiner Frau Jette anwesend. Theodor ist ein Mann von 1,95, aber er verfügt zu dieser Größe auch über die notwendige Breite und wirkt auf diese Weise mit seinen 280 Pfund wie ein Zyklop. Seine Frau Jette ich ein kleines, verhärmtes Weiblein, das noch nie gute Tage bei ihm sah, denn Onkel Theodor ist zwar ein frommer, gottesfürchtiger Mann, Mitglied des Kirchenvorstandes und anderer christlicher Vereinigungen, aber das ist nur nach außen, seine gutchristliche Gesinnung ist sein Aushängeschild. In Wirklichkeit ist er ein verknuckter, verhungerter Bursche, mit allen Lastern gesegnet, der sich alles, den anderen nichts gönnt.

Auch sein Sohn, Beamter bei der Stadtbank, ein braver, verschüchterter junger Mann Ende der Zwanzig, unverheiratet, ist mit anwesend. Er hat die gleichen und müden Augen wie die Mutter.

Neben ihm sitzt Dixi, die Tochter des Hauses, ein Mädel von 21 Jahren, groß, schlank, hübscher, dunkler Lockenkopf mit eigenwilligen Zügen. Alfred Käsebier, der Bankbeamte, hat schon immer eine hoffnungslose Liebe für sie. Dixi will höher hinaus.

Auch August Nolte, der Malermeister, mit seiner Frau, die eine Nichte Onkel Ottos ist, hat es sich nicht nehmen lassen, mit seinen drei Gören zu erscheinen und dem Onkel aus Amerika zu huldigen. Nolte ist ein kleiner Mann. Im Gegensatz zu Theodor Käsebier spielt er in seiner Ehe eine untergeordnete Rolle. Die starke, knochige Frau hat ihn vollkommen unter der Fuchtel, und Onkel Nolte gehört darum den Guttemplern an.

Früher soff er wie alle Maler — nehmt mir's nicht übel, ihr Maler, die ihr diese Worte lest, Hand aufs Herz, der Maler hat, wie der Ofensetzer, immer gern „genippelt" — jetzt tut er's nur noch heimlich, manche behaupten sogar ... unheimlich.

Nolte war das, was sein Name sagt, harmlos, bescheiden, aber mit einem guten Mutterwitz gesegnet, dem er leider wegen seines Weibes oft Zügel anlegen mußte. Tilla, seine Frau, hatte die Figur wie Theodor. Die Kinder waren im Alter von 12, 15 und 16 Jahren, drei Jungens, lange, schmächtige Kerle.

Ferner waren noch als geladene Gäste anwesend der Bürgermeister Justus Kirsch, ein schlanker, eleganter Herr mit Spitzbart, Ende der Dreißig, seiner Würde voll bewußt, der den besonderen Vorzug hatte, noch unbeweibt zu sein, und der Pastor Fässel. Der Herr Pastor war ein Mann in den Fünfzigern, mittelgroß, korpulent mit freundlichen, gutmütigen Augen, der kein schlechter Seelenhirte war und der am Ergehen seiner Schäflein großen Anteil nahm, selber half, wo er konnte, und darum große Beliebtheit genoß.

Seine einzige Schwäche war vielleicht, daß er gern überall dabei war. Theodor Käsebier, der sich mit ihm gern hakelte, hatte einmal gesagt: „Kein Gefressel ohne Fässel!"

Der schlagfertige Pastor hatte ihm darauf lächelnd geantwortet: „Wo gespielt wird, legt sich nicht aufs Ohr unser lieber Theodor!"

Damit hatte er ihn an der richtigen Stelle getroffen, denn Onkel Theodor spielte gern und verlor manchmal ganz nette Sümmchen.

Der Pastor hatte seine Frau mitgebracht, eine feine zurückhaltende Bürgerin, die angenehm auffiel, weil sie nie auffiel.

Sie alle erwarteten voll Spannung den guten Onkel Otto aus Amerika.

Onkel Otto erscheint und wird im Triumph auf seinen Platz geleitet. Das Schmausen beginnt. Frank, der Hotelier, hat sich nicht lumpen lassen und siegreich alle Einwendungen seiner Frau aus dem Felde geschlagen, hat es durchgesetzt, daß die Tafel die einer prunkvollen Hochzeit gleicht.

„Kinder!“ sagt Onkel Otto und blinzelt seinen Verwandten vergnügt zu. „Womit habe ich das verdient? Ihr strapaziert euch zu viel für mich!“

„Aber, lieber Onkel!“ reckt sich Frank stolz. „Wir sind so glücklich, daß du wieder in die Heimat zurückgekehrt bist. Ein solches Ereignis muß gefeiert werden.“

Und sie schmausen. Es schmeckt ihnen allen so gut, daß die Augen glänzen und die Stimmung mit jedem Glase Wein steigt — Niersteiner Orpel, guter Jahrgang, Einkaufspreis 1,20 pro Flasche, auf der Karte steht sie mit 3,50 und 2,50.

Frank hält eine Rede auf den Onkel, er preist ihn als deutschen Mann, der ein Leben des erfolgreichsten Schaffens hinter sich habe und der die alte Heimat doch nicht vergessen hat. Er wird von seinen eigenen Worten gerührt und kann sie kaum zu Ende bringen.

Neffe Theodor fühlt sich ebenfalls verpflichtet, dem Onkel ein Loblied zu singen.

Auch der Bürgermeister erhebt sich zu einem eleganten Trinkspruch, der lebhaften Beifall findet. Den Beschluß macht der Herr Pastor.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer auf der Landstraße.

Skizze von Fritz Schick-Wien.

Die Landstraße war nicht schön. Sie führte an grauen Feldern vorbei, an Telegraphenstangen und ab und zu an einer verfallenen Bauernhütte mit bemoostem Dach. Außerdem hatte endloser Regen sie in zähen Schlamm verwandelt, der gegen das Auto spritzte. Der Wagen dagegen war schön, eine sehr elegante Limousine, viel zu schön für die häßliche Gegend und die abscheuliche Fahrt, und das Reizendste an ihm war die Fahrerin, kein vermännlichtes Sportmädchen, sondern eine anmutige, durchaus frauliche Erscheinung.

Die Landstraße war fast menschenleer. Zweimal kam dem Auto ein Lastwagen entgegen und einmal ein Motorrad, auf dem ein Landjäger saß. Diese Begegnungen interessieren die junge Dame nicht. Erst das nächste Zusammentreffen fand sie eigenartig und reizvoll. Am Rande der Landstraße saß auf dem zerweichten Graben ein junger Landstreicher. Er saß dort in einer Hoffnungslosigkeit, die das Herz der jungen Dame rührte. Da er überdies ein hübscher Kerl war, so überlegte die Fahrerin nicht lange, hielt ihren Wagen an und rief: „Hallo! Wenn Sie wollen, können Sie bis zu meiner Villa mitfahren!“

Der Vagabund hob den Kopf, sprang auf und nahm eine ehrerbietige Haltung an: „Wenn Sie gestatten.“

Obwohl der Landstreicher kein Wort sprach, schien der jungen Dame die Fahrt sofort weniger langweilig. Es war auch ein eigenes Gefühl, einen Unbekannten von der Landstraße aufgelesen zu haben, ohne daß man wußte, wer er war. Vielleicht geschah es diesem Manne zum erstenmal, daß er neben einer schönen jungen Frau saß, und er träumte von Dingen, die er bisher nicht gekannt hatte. Die junge Dame lächelte. Es war so nett, sich in Gedanken ein kleines Abenteuer zusammen zu dichten. Denn schließlich mußte sie ihn doch vor ihrem Haus absetzen, er würde den Hut ziehen und ihr nie wieder begegnen.

Sie begann ihn mit ihren Freunden zu vergleichen. Der Chemiker war von einer fast unerträglichen Korrektheit. Der Architekt hatte einen Sprachfehler. Der Rechtsanwalt sagte ihr übertriebene, aufdringliche Schmeicheleien. Hier neben ihr aber saß ein Mensch, der von ganz unten kam und eben deshalb eine stärkere Wirkung ausübte, als ein Dutzend ihrer uninteressanten gesellschaftlichen Bekannten. Er würde weiter seine Straße ziehen und doch nie wieder ganz unglücklich sein, da durch alle Nebel ihr Bild leuchtete. Die junge Dame wurde nachdenklich, und da sie in diesem Augenblick schon vor ihrer Villa ankamen, da sagte sie, ohne recht zu überlegen, noch aus diesem Nachdenken heraus:

„Wollen Sie mitkommen und eine Tasse Tee trinken?“

Der Landstreicher sah ihr lächelnd in die Augen.

„Gern“, antwortete er und folgte ihr an dem sprachlosen Stubenmädchen vorbei. „Warten Sie einen Augenblick“, sagte die junge Dame, „ich ziehe mich nur rasch um. Das Mädchen macht uns einstweilen den Tee.“

Der Vagabund nickte und nahm gehorsam Platz.

Während die junge Dame sich in ihrem Zimmer umkleidete, dachte sie immer an ihren seltsamen Besuch. Ob es möglich war, diesen hübschen Burschen in Verwirrung zu bringen? Ob er aus einer Welt Abenteuer erzählen würde, die tief unter der ihren lag und Geheimnisse und Gefahren barg? Sie malte sich aus, wie sie ihren Freunden die sonderbare Begebenheit mitteilte, spöttisch und übermütig sich an ihrer Entrüstung weidend. Der Architekt würde etwas von gedankenlosem Leichtsinn murmeln, der Chemiker nur mißbilligend den Kopf schütteln und der Rechtsanwalt gereizt fragen, ob es Liebe auf den ersten Blick gewesen sei. Die junge Dame beschloß, sich von keinem Abenteuer abhalten zu lassen. Endlich einmal etwas anderes! Man stand einem Menschen gegenüber, der einen als fremdartige Erscheinung einer anderen Welt empfinden mußte. Darin lag ein ganz besonderer Reiz.

Sie trat in das Zimmer, wo sie den Vagabunden gelassen hatte, und sah erschrocken, daß es leer war. Da hörte sie ein Geräusch aus der Bibliothek und ging rasch hinüber. Der Vagabund saß in einem der tiefen Lehnstühle, hatte ein Buch in der Hand und las.

„Interessieren Sie Bücher?“, fragte sie verwundert.

Sie nahm ihm den Band aus der Hand und lächelte. Es war ein ziemlich schwieriges philosophisches Werk, das diesem Menschen aus dem Volke kaum etwas sagen konnte.

„Da haben Sie sich gerade das Unpassendste ausgesucht“, sagte sie, „leichte Lektüre steht in den anderen Fächern.“

Der Vagabund lächelte höflich und bescheiden. „Ich kenne das Buch. Von Zeit zu Zeit blättere ich ganz gern darin.“

„Sie?“

„Ja. Ich habe dieses Buch vor Jahren selbst geschrieben.“

Die junge Dame stand sprachlos. Der Vagabund fuhr schüchtern fort: „Augenblicklich arbeite ich an einem neuen Werk über die Psychologie der Landstraße. Ist meine Verkleidung so echt, daß Sie sich täuschen ließen?“

Die junge Dame antwortete empört: „Sie glauben doch nicht, daß ich mir wirkliche Landstreicher ins Haus lade?“

Das Stubenmädchen brachte den Tee.

„Legen Sie besonderen Wert darauf, daß ich Ihnen beim Tee Gesellschaft leiste?“, fragte die junge Dame unhöflich, „ich habe wahnsinnig viel zu tun. Entschuldigen Sie mich. Gute Reise und schönen Erfolg!“ — — —

Die junge Dame ging in ihr Schlafzimmer und zerbiß wütend ihr Taschentuch.

„Intellektuelle sollte man umbringen“, dachte sie, „sie verfälschen uns jedes Erlebnis.“

Ein Glück, daß man seine Phantasie hat! Sie beschloß jedenfalls, dem Architekten, dem Chemiker und dem Rechtsanwalt die Geschichte so zu erzählen, wie sie sich hätte abspielen können.

Harte Nüsse.

Humoreske von Ernst Berghäuser-Vlotho.

In jenen Zeiten, die man heute die guten alten zu nennen pflegt, war die nächtliche Sicherheit des winkligen Weserstädtchens einem in Ehren grau gewordenen Bürger anvertraut. Vater Kneesebeck entledigte sich dieser verantwortlichen Aufgabe mit großer Würde, die ihm ein ehrfurchtgebietender, wallender Bart und eine nicht unbeträchtliche Baßstimme verliehen. Sein „Hört, ihr Herren!“ konnte an Lautstärke gut und gern mit dem melodischen Klange des Wächterhorns wetteifern.

Leider stand seine Dienstbeflissenheit nicht auf der gleichen Höhe. Wenn er Elf und Zwölf, bei besonders schönem Wetter auch wohl noch Eins geblasen hatte, verwandte er gewöhnlich den Rest der Nacht zu demselben Zweck wie andere Christenmenschen, nämlich zu einem Schläfchen. Er tat es ohne merkliche Gewissensbisse, denn um diese Zeit ruhten seine Schutzbefohlenen ohnehin fest und sicher auf den weichen Kissen ihrer Betten und ihres guten Gewissens, und auch die Diebe, die ihr Handwerk in

achtungsvoller Entfernung von Kneesebecks Laterne auszuüben pflegten, waren längst mit ihrer Beute in Sicherheit.

Gelegentliche Nachtschwärmer freuten sich, wenn sie den würdigen Mann, umstrahlt von der zu seinen Füßen stehenden Leuchte, auf einer der Bänke eingenickt fanden, die ein menschenfreundlicher Magistrat zu Nutz und Frommen müder Wanderer längs des plätschernden Stromes aufgestellt hatte. War der Alte noch nicht entschlummert, so zeigte er sich auch wohl einem kleinen Schwätzchen nicht abgeneigt, sei es über das morgen zu erwartende Wetter, sei es über seine schmale Entlohnung, die eine kleine Ausbesserung wohl vertragen hätte, oder sei es über die Ehefrau Kneesebeck, deren keifende Stimme ihn hier nicht im mindesten störte.

In einer Vorfrühlingsnacht ergingen sich zwei seiner Mitbürger am Ufer. Der Löwenwirt hatte sie als seine letzten Gäste soeben zur Tür hinausgeleitet, und da keine Gattin sehnsüchtig ihrer harrte, fühlten sie sich weder geneigt noch verpflichtet, schon jetzt ihr heimisches Dach aufzusuchen. Ein trauliches Licht, das ihnen von weitem entgegenstrahlte, zeigte, daß ihre Erwartung zutraf: Vater Kneesebeck hatte seinen gewohnten Ruheplatz an der Weser bereits eingenommen. Eingehüllt in einen warmen Mantel und in beschauliche Gedanken, thronte er auf der Bank und ließ seine Blicke über die geheimnisvoll rauschenden, schwarzen Wellen gleiten.

„Na, Vater Kneesebeck, was macht das Geschäft? Schöner Abend heute, was?“

„Es geht so an. Könnte bald wärmer werden“, erwiderte der aufgemunterte Wächter. Zu seiner Rechten und zu seiner Linken ließen sich die späten Wanderer nieder.

„Ist Ihre Frau wieder gesund?“

„Leider.“

„Hören Sie mal, so darf man doch nicht reden.“

„Ach, was wißt ihr Junggesellen davon! Als sie krank war, hat sie mich wenigstens in Frieden gelassen, aber heute mittag . . .“ Er versank in dumpfes Brüten.

Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, fragte der zu seiner Rechten: „Vater Kneesebeck, mögen Sie Nüsse?“

Erstaunt entgegnete der Alte: „Nüsse? Wie kommen Sie denn gerade auf Nüsse? Die mag ich wohl, aber ein ordentlicher Wacholder wär' mir lieber.“

„Ich meine nur so. Ich habe nämlich die ganze Tasche voll der schönsten Haselnüsse, von denen können Sie gern welche kriegen.“

„Na, da will ich denn auch nicht Nein sagen.“

„Schön. Die Dinger sind zwar mächtig hart, aber mit Weserkieseln werden wir sie schon zertrümmern. Bemühen Sie sich nur nicht! Wir holen schon ein paar.“

So erklangen bald durch die helle Nacht taktmäßige Klopfgeräusche, daß die Eichenbohlen der Bank krachten. Von rechts und links wurden dem alten Herrn, der zufrieden kaute, Nüsse in den Mund geschoben. Nach einer Weile erklärte er, genug zu haben.

Die beiden freundlichen Geber erhoben sich. „Dann wünschen wir eine geruhsame Nacht“, sagte der eine. „Nebenbei — Sie wollen ein Nachtwächter sein? Eine Schlafmütze sind Sie, weiter nichts.“

„Aber, mein Herr, erlauben Sie mal!“

„Jawohl“, mischte sich der andere ein, „nicht nur das. Sie sind auch der erbärmlichste Pantoffelheld an der ganzen Weser.“

„Da hört aber doch alles auf!“ Der in seiner beruflichen und häuslichen Ehre aufs schwerste Gekränkte wollte aufspringen — — es ging nicht!

Ein höllisches Gelächter belehrte ihn, daß etwas Schändliches geschehen war. Als er mit zitternden Fingern die Bank um sich herum abtastete, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß die Kieselsteine nicht nur Nüsse aufgeklopft, sondern seinen dienstlichen Mantel nach allen Regeln der Kunst auf dem eichenen Sitz fest angenagelt hatten. Es war dem Alten unmöglich, sich zu erheben.

In weiter Ferne schallte respektloses Lachen.

Der Chronist meldet nicht, wie lange Vater Kneesebeck noch zerrte und zog, ehe er auf den Gedanken kam, seinen Mantel auszuziehen, — ebensowenig, ob er am nächsten Morgen seiner vorgesetzten Behörde eine Meldung betreffs böswilliger Amtsbehinderung, Beamtenbeleidigung und Sachbeschädigung eingereicht hat.

Bunte Chronik

Schwefelgewinnung aus Leuchtgas.

Den für zahlreiche industrielle Zwecke unentbehrlichen Schwefel gewinnt man in der Regel in fester Form durch Abbau bestimmter Vorkommen in der Erdrinde, z. B. in Sizilien und den Vereinigten Staaten. Aber auch bei der Herstellung von Leuchtgas aus der Kohle wird das Element in gewissen Verbindungen frei, und zwar in keineswegs unbedeutenden Mengen. Es kostete bislang sogar nicht unerhebliche Mühe, das für das Leuchtgas unerwünschte Element vollkommen auszuscheiden, um ein von Schwefel freies Gas zu erhalten. Man hat daher neuerdings danach gestrebt, dieses immerhin recht wertvolle Nebenerzeugnis der Leuchtgasbereitung unter wirtschaftlich lohnenden Bedingungen einzufangen und nutzbar zu machen. Man ist vor allem in Deutschland zu recht guten Erfolgen gelangt. So stellt schon heute ein großes Werk im Ruhrgebiet jährlich 6000 Tonnen reinen Schwefel aus Leuchtgas her, und es hofft, diese Menge demnächst zu verdoppeln. An anderer Stelle, gleichfalls im Industriebezirk, erhält man auf dem gleichen Wege 2000 Tonnen Schwefel im Jahr. Das Ruhrgebiet verfügt heute über eine Art Monopol für diese moderne Art der Schwefelgewinnung; in England dagegen, wo man sich gleichfalls schon seit Jahren mit der Frage beschäftigte, ist man bisher über noch stark in den Anfängen steckende Versuche nicht hinausgekommen. In Deutschland hofft man, die Schwefelgewinnung aus Leuchtgas in Bälde auf 16 000 Tonnen jährlich steigern zu können. Von welcher Bedeutung das für die deutsche Volkswirtschaft sein würde, ergibt sich aus der Tatsache, daß Deutschland heute noch jährlich rund 30 000 Tonnen Schwefel im Werte von drei Millionen Mark aus dem Auslande beziehen muß.



Der weise Schaffner.



„Ach, sagen Sie bitte, habe ich noch soviel Zeit, um mich von meiner Frau zu verabschieden?“

„Das kommt ganz darauf an, wie lange Sie verheiratet sind!“

*

*** Der Geizhals.** „Wie bedauerlich, daß Ihr Herr Bruder so schwer erkältet ist“, bedauert Frau Bimsfaden. „Sehen Sie sich nur vor, daß Sie da nicht etwa gar etwas von ihm abbekommen.“

„Von dem?“ lacht Marga Quittenschreck. „Kommt bei dem gar nicht in Frage.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.